

TEXT GABRIELE MARIA GERLACH FOTO HENRIK JORDAN

Schwarz & Weiß

Für Andreas Hartwig war es nicht leicht, eine eigene Identität zu finden, heute gibt er seine Erfahrungen als Diversity-Trainer weiter



Wenn er morgens als Dozent den Raum betritt, verrät ihm ein Blick in die Gesichter so einiges. Einen Andreas Hartwig stellen sich die meisten anders vor. Dieser hier ist schwarz. Schwarzer Deutscher, um genau zu sein. Der 43-Jährige gibt im Auftrag von Unternehmen und Institutionen Kurse, die sich mit Vielfalt beschäftigen. Ethnischer, religiöser, kultureller zum Beispiel. Alle, die ihre Mitarbeiter hierher schicken, wissen, dass das im Arbeitsalltag oft genug Thema und Problem ist.

Zentrale der Berliner Verkehrsbetriebe. Es ist noch warm genug, die Fenster des Seminarraums sind offen. »Ein Profiboxer schlägt zu. Ist das Gewalt?«, fragt Andreas Hartwig in die Runde. Es wird lebhaft diskutiert, ein gemeinsamer Nenner ist nicht in Sicht. Hartwig fragt, hört zu, nickt ab und an und hält sich ansonsten zurück. »Es geht darum, andere Standpunkte zu akzeptieren. Viele Standpunkte können richtig sein. Aber wir urteilen und verurteilen – oft, ohne die Umstände zu kennen. Schlägt jemand im Ring zu, aus Notwehr oder aus Aggression? Wir alle definieren Gewalt nach eigenen Maßstäben«, erklärt Hartwig. Das, was er hier macht, nennt sich Diversity-Training. Er verzieht die Augenbrauen und wirft scherzend ein »Autsch« in die Runde, wenn jemand sich als Schwarzes Schaf bezeichnet oder ähnliche Redewendungen auftauchen. »Humor ist mir wichtig«, sagt er lächelnd und nach kurzer Pause: »Schwarzer Humor natürlich.«

Anfangs eher harmlos, rütteln die Trainings im Verlauf auf und schockieren manchmal. »Viele Teilnehmer halten sich für aufgeschlossen und tolerant, sie wollen im Grunde nur bestätigt werden. Die wenigsten rechnen damit, dass dieses Selbstverständnis aufgebrochen werden kann, und mitunter wird es dann sehr emotional, vor allem wenn Ignoranten auf Menschen mit echten Erfahrungen treffen.« Hartwig fallen Momente ein, in denen Teilnehmer mit den Tränen kämpfen, manchmal auch, weil ihnen bewusst wird, wie privilegiert sie sind. Oder sie sind schockiert darüber, wie schnell sie durch einfache Übungen hörig werden und Macht an anderen auslassen. Er erinnert sich auch daran, wie ein JVA-Beamter, vor die Frage gestellt,

wen er lieber auf eine einsame Insel mitnehmen würde, einen reichen Neonazi oder einen schwulen Krankenpfleger, Letzteren mit der Begründung wählte, den könne man heilen. »Es ist gut, wenn die Leute frei heraus reden, wenn sie ehrlich sind«, sagt Hartwig. Mit solchen Situationen umzugehen braucht Feingefühl und Verständnis.

Das hört bei ihm auf, wenn Menschen, die ihn nicht kennen, sofort nach seiner Herkunft fragen. Dann weist er sie schon mal zurecht. »Es ist 2013, wir leben in Berlin. Da zeugt es von einer gewissen Arroganz, nur weil jemand schwarz ist, davon auszugehen, dass er nicht von hier ist«, bemerkt Hartwig.

Andreas Hartwig ist aus Zeuthen, einer Gemeinde am Stadtrand von Berlin. Geboren 1969, seine Mutter hatte sich mit 19 Jahren in einen Auszubildenden aus Zaire verliebt. Die Großeltern ziehen ihn auf, ein Onkel übernimmt die Vaterrolle, bis heute. Als Heranwachsendem wird Hartwig schnell klar, was es heißt, anders zu sein. Als es in der 8. Klasse um die Verpflichtung zum Wehrdienst geht, kommentiert sein Lehrer das mit den Worten: »Nicht an die Grenze, sonst denkt der Klassenfeind, wir haben da Truppen aus Mosambik stationiert.« Sein Fahrtschullehrer und der Fußballtrainer sprechen ihn nicht mit Namen, sondern mit »Neger« an, und Hartwig plagt zunehmend die Frage, wie er mit seinem Anderssein umgehen soll. »Ich war ja jemand, der gar nicht anders sein wollte, sondern dessen Anderssein von außen thematisiert wurde.« Zwei Jahre vor dem Mauerfall meldet sich unerwartet sein Vater. Aber es wird kein gutes Verhältnis.

Seine Kinder- und Jugendzeit sieht Hartwig heute so: »Auf der einen Seite war ich beliebt und hatte viele Freunde. Auf der anderen Seite musste ich durch mein Anderssein eine Überlebensstrategie entwickeln.« Er schwankte zwischen Rückzug und Flucht nach vorn, begann zu meditieren und Sport zu treiben. Sein Anderssein hat ihn nachdenklicher, aber auch reicher gemacht, sagt er im Rückblick.

Heute freilich fällt Hartwig längst nicht mehr als der »Exot« auf, jedenfalls in Berlin nicht. »Dennoch hatte ich mich selbst nicht als Schwarzer identifiziert. Schwarze waren für mich damals genauso fremd wie für weiße Deutsche«, sagt er.

Kurz vor der Wende vernetzen sich Afrodeutsche auch im Osten und treffen sich in der opposi-

tionellen »Kirche von unten« in Berlin-Prenzlauer Berg. Hartwig ist dabei. Er fängt an, das Thema Hautfarbe für sich aufzuarbeiten und sich nach der Wende für die Black Community zu engagieren. Er gründet eine Antifa-Gruppe, schreibt Artikel und fährt mehrmals zur Black International Radical Bookfair nach London.

Und er beginnt, Amerikanistik und Lateinamerikanistik zu studieren. Als er mit einem weißen Kommilitonen in den USA einen Sommerkurs besucht, stehen sie in der Mensa und wissen nicht wohin. »Links saßen Asiaten, in der Mitte Weiße und rechts Schwarze. Es war absurd. Die Platzwahl schien eine Entscheidung über die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu sein. Das war auf den ersten Blick freiwillig gelebte Rassentrennung für mich.«

Sein eigenes Schwarz-Weiß-Denken gerät zunehmend in den Hintergrund, aber Hartwig versteht die Verbitterung vieler Schwarzer. Das Thema ist ohnehin kompliziert. »Die Erfahrungen Schwarzer in Amerika unterscheiden sich von denen

Als Dozent bringt er seine Erfahrungen ein. Als Mann, als Schwarzer, als Buddhist, als Ostdeutscher.

Schwarzer in Großbritannien oder Deutschland, die Wahrnehmung hier ist eine andere. Und als Afrodeutscher wirst du wieder anders wahrgenommen, wirst in andere Schubladen gesteckt.«

Er beginnt, sich mit Diskriminierungsmechanismen, mit Diversity zu beschäftigen, und entdeckt den Buddhismus für sich. Letzterer hilft ihm, Distanz zu schaffen, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, losgelöst von individuellen Erfahrungen.

Dann, als das Studium zu theoretisch wird, bricht Hartwig es ab und gründet eine Werbeagentur. Er bleibt engagiert und organisiert 2004 die Black Community Weeks in Berlin, um damit an den Black History Month aus den USA zu erinnern. Er trommelt jede Menge Leute für Seminare und Vorträge über die Geschichte der Schwarzen, über Rassismus und Diskriminierung, über Kunst und Kultur zusammen. Er organisiert Parties, Ausstel-

lungen, Tanz- und Kochworkshops. Dass er die Veranstaltung auch mit Weißen organisiert, bringt ihm offene Kritik aus der Community ein, nicht wenige rufen zum Boykott auf. Hartwig hält an seinem Konzept fest, lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Seine täglichen Meditationen helfen ihm dabei, er nimmt an Feuerlaufseminaren teil und genießt lieber ein Glas Yogi-Tee, als sich über Sturköpfe aufzuregen, erzählt er.

Mit den Medien hat er seit dieser Zeit seine Schwierigkeiten. Er erinnert sich an ein langes Interview, als er im Gehen beiläufig gefragt wird, ob ihm schon mal was passiert sei. Hartwig antwortet zwar, aber vertraulich, er will sich keine Opferrolle zuschreiben lassen, in der er sich selbst nicht sieht. »Kochen, Schminken, Feiern« titelt die Zeitung später und schreibt doch von den Angriffen, die es gegen ihn gab. Eine andere Tageszeitung will originell sein und macht ihn zum »Schwarzarbeiter«. Ob die Medien klüger geworden sind? Hartwig zweifelt. »Dass sie aufgrund von politischer Korrektheit teils anders formulieren, heißt ja nicht zwangsläufig, dass sie dazu gelernt haben.« Alles, was öffentlich ist, verfolgt er genau. Die Aktion der Berliner Volksbühne vor ein paar Jahren, allein mit dem Wort »Neger« an der Fassade für ein Stück zu werben, hält Hartwig für eine Provokation, ausgetragen auf dem Rücken von Betroffenen.

2006 gibt Andreas Hartwig die Werbeagentur auf. Da arbeitet er schon regelmäßig als Dozent für Marketing und erhält das Angebot für eine zertifizierte Ausbildung zum Diversity-Trainer. Er nimmt an. Der Diversity-Ansatz, der aus der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung kommt, fordert dazu auf, in Unterschieden Chancen zu sehen und sie wertzuschätzen. Es geht um Herkunft, aber auch um Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Glaube und Weltanschauung oder Behinderung. »Dadurch kann sich der Blick auf die eigene Vergangenheit und Identität noch einmal ändern«, sagt Hartwig. »Als ich anfing, mich in der Black Community zu engagieren, empfand ich zunächst alles, was mit Schwarzsein zu tun hatte, als positiv. Das sehe ich heute anders, aber für mei-

ne Entwicklung war es wichtig. Natürlich ist jemand nicht sympathischer, nur weil er schwarz ist. Auch Schwarze können Rassisten sein.«

Als Dozent bringt Hartwig heute seine Erfahrungen als Mann, als Schwarzer, als Buddhist und als Ostdeutscher ein. »Heute bin ich mir zu jedem Zeitpunkt bewusst, schwarz zu sein, aber ohne mich ausschließlich als Schwarzer zu definieren, denn das käme einer Beschränkung gleich. Außerdem hängt es immer vom Kontext ab. In der Karibik zum Beispiel ist die Notwendigkeit, mich als Schwarzer wahrzunehmen, einfach weniger wichtig.«

Sein Anliegen ist es, dass sich die Weißen selbst mit ihrer Diskriminierung auseinandersetzen, um sie zu verstehen. Auch deswegen gibt er Diversity-Trainings. »Die im Übrigen offen für alle Menschen und oft sehr gemischt sind«, fügt er hinzu.

Wie schwierig das offensichtlich ist, zeigen ihm immer wieder die Diskussionen um das Wort »Neger«. Es verwundert Hartwig keineswegs, dass meist Weiße, oft sogar Akademiker, es wie selbstverständlich gebrauchen. »Die, die am wenigsten aus eigener Erfahrung, aber vom hohen Ross herab diskutieren.« Was also sind akzeptable Begriffe? Hartwig selbst bevorzugt »Schwarzer«, weil der am wenigsten erklärungsbedürftig ist und die Sache trifft. Aber Begriffe wie »Afrodeutscher« oder »Schwarzer Deutscher« sind auch in Ordnung. Hartwig weiß, dass es einige Schwarze gibt, denen das egal ist. »Das sind meist Ausländer, die anfänglich die Übersetzung des Wortes »Negro«, also Schwarzer, mit »Neger« für korrekt halten, oder aber Afrikaner, die kein Problem darin sehen, weil ihre eigene Identität als Afrikaner klar ist. Ich selbst kenne keinen einzigen Afrodeutschen und auch keine Schwarzen, die das »N-Wort« akzeptieren.«

Aber Hartwig macht auch nicht immer gleich ein Fass auf, wenn er es hört. Er erzählt, wie er an einem Kiosk in Prenzlauer Berg vorbeiläuft, davor zwei Betrunkene. Der eine kommt mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, umarmt ihn innig und sagt: »Ich hab dich erkannt. Du bist doch der Neger aus dem Tatort.«

Hartwig bleibt gelassen. Privat lebt er eher zurückgezogen, der gesellige Typ ist er nicht. Im eigenen Meditationszimmer verbringt er mehrere

Stunden am Tag, die ersten ab vier Uhr morgens. Und vor Kurzem war er vier Wochen in Thailand, die meiste Zeit davon schweigend in einem Kloster. Seine Lebensphilosophie, sich ohne zu werten auf das zu konzentrieren, was gerade geschieht, dabei achtsam, tolerant und offen zu sein und Kraft aus der Stille zu schöpfen, spiegelt sich im Buddhismus ganz gut wider, erklärt er. Hartwig weiß auch hier aus eigener Erfahrung, wovon er spricht. In Nordindien war er mal Mönch auf Zeit, ließ sich die Haare, auch die Augenbrauen rasieren und pilgerte in gelber Robe bis nach Nepal.

Beim Seminar in der BVG-Zentrale beantworten die Teilnehmer gerade in kleinen Gruppen vier Fragen. Wann wurde ich diskriminiert? Wann habe ich diskriminiert? Wann habe ich Diskriminierung beobachtet und nicht eingegriffen? Wann habe ich Diskriminierung beobachtet und eingegriffen? Dass keine Diskriminierung schwerer wiegt als eine andere, das ist es, was Hartwig vermittelt.

Er erzählt, wie er als Jugendlicher einmal Neonazis nur entkam, weil er schneller rannte, und wie er sich ein anderes Mal auf einem Bahnhof vor randalierenden Neonazis in Sicherheit bringen musste. Er hatte Glück. Ob es ihm nicht schwerfällt, die Diskriminierung von Dicken oder Alten dann als gleichwertig zu betrachten? »Nein, denn die Mechanismen sind die gleichen.« Sein offener Blick, die ruhige Art, mit der er spricht, lassen keinen Zweifel zu: Hartwig meint es ernst.

Seine Auftraggeber sind Universitäten, Firmen, Stiftungen, Job-Center, Ministerien, Justizvollzugsanstalten. Manchmal arbeitet er zu zweit. Er fragt sich oft, ob und inwieweit die Ansätze von Diversity bei jenen, die die Seminare für ihre Mitarbeiter buchen, über Lippenbekenntnisse hinausgehen. Aber er steht hinter dem Konzept und sieht es auch pragmatisch. »Etlliche machen das Richtige aus den falschen Gründen.«

Im Gehen noch eine letzte Frage zum Buddhismus: Als was für ein Mensch würde er gerne wiedergeboren werden? Kurzes Zögern, breites Lächeln. »Als erster schwarzer Lama.« Ob das geschrieben werden darf? »Ich bitte darum.« ■